Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 51 (1971-1972)
Heft: 3

Artikel: Kein Trank aus Lethes Fluten : zu zwei deutschen Neuerscheinungen
Autor: Pulver, Elsbeth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162633

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ELSBETH PULVER

Kein Trank aus Lethes Fluten

Zu zwei deutschen Neuerscheinungen

Es war für einmal vorbei. Es ist noch immer nicht vorbei. Jean Améry[1]

Zu den auffallendsten Eigenschaften der neuesten deutschen Literatur gehört die unablässige, bohrende, grüblerische Beschäftigung mit den Ereignissen aus der Zeit des Nationalsozialismus. Es ist, als ob dem Vergangenen verwehrt wäre, zur Vergangenheit im eigentlichen Sinne zu werden, zurückzusinken in den Raum der Geschichte, sich zu verharmlosen zum Gegenstand objektiver Betrachtung: es bleibt ein Felsbrocken im Raume der Gegenwart, den man überklettern oder umschleichen kann; wegzuwälzen ist er nicht.

Dieser Sachverhalt versteht sich nicht einfach von selbst. Denn ein Vierteljahrhundert ist vergangen seit dem Ende des Weltkriegs, die Spanne eines erwachsenen Lebens fast seit der nationalsozialistischen Machtergreifung; das Gesicht der Welt hat sich seither gründlich verändert, und nur für die terribles simplificateurs sind die Probleme, die sich unserer Zeit stellen, nicht völlig neu gelagert. Bereits hat man die Nachkriegszeit – und auch ihre Literatur – in verschiedene Abschnitte unterteilt, sie gewissermassen historisch rubriziert. Und wer wollte leugnen, dass für die Zwanzigjährigen die jüngste Vergangenheit tatsächlich historischer Stoff geworden ist: mühsam und mit Erstaunen, ja Schrecken zu memorieren?

Anders aber liegen die Dinge für jene, die die Dreissig bereits wesentlich überschritten haben (nicht zufällig ist der Schnitt, welcher die Generationen trennt, hier besonders scharf): selbst wo sie die Zeit zwischen 1930 und 1945 nur mit kindlichen Augen gesehen haben, bleibt ihnen das verklärende Licht der Kindheitserinnerung, das Geschenk des Vergessens, versagt.

Und dieser Verlust ist nichts Geringes. Goethe, der wie kaum ein anderer um die Bedingungen der seelischen Gesundheit und des produktiven Weiterlebens wusste, lässt nicht zufällig seine Helden immer wieder der Gnade des Schlafes und damit des Vergessens teilhaftig werden: Egmont sinkt

kurz vor seinem Tode in erquickenden Schlummer, Orest, am Ende seiner Kräfte, tut im Traume den erlösenden Trank aus Lethes Fluten, und Faust erwacht nach der Hinrichtung Gretchens aus tiefem Schlafe zu neuen Lebensmöglichkeiten.

Solche wunderbaren Errettungen vor den Erinnyen bleiben dem Heutigen versagt. Dass es für jene Grenzerfahrungen der Existenz, wie sie die Judenverfolgung des Dritten Reichs Millionen von Menschen aufzwangen, keinen Trank des Vergessens gebe, keine Zauberformel des «Es ist schon so lange her», hat Jean Améry in «Jenseits von Schuld und Sühne», diesem unvergesslichen Versuch, die Erfahrung von Auschwitz in ihrer Grundsubstanz zu erkennen, nicht nur behauptet, sondern überzeugend dargelegt. Der Abschnitt über die Folter endet mit dem lapidaren Satz, den man als Formel brauchen kann für die fortdauernde Gegenwärtigkeit jener Zeit: «Es war für einmal vorbei. Es ist noch immer nicht vorbei.»

Diese Erfahrung gilt aber nicht nur für die Opfer des nationalsozialistischen Regimes. Von Hans Magnus Enzensberger stammt das verantwortungsbewusste, in seiner Konsequenz entsetzliche Wort, Auschwitz sei Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Deutschen. «Du darfst es nie vergessen», prägt in einem der frühen Romane Bölls ein Mann seinem kleinen Neffen ein, als er ihm den Ort zeigt, wo der Vater des Jungen von den Nazis geschlagen und der Jude Absalom Billig zu Tode gefoltert wurde[2]. Genau besehen, grenzt diese Mahnung ans Unerhörte: das Kind, obgleich ungewöhnlich sensibel, wird nicht etwa von den Greueln der Vergangenheit ferngehalten, sondern das Wissen um vergangenes Unrecht wird ihm zur kaum noch verstandenen, kaum zu ertragenden Pflicht gemacht. Von Generation zu Generation wird so Vergangenheit als Gegenwart erhalten, und zwar auch bei jenen, die, weder Opfer noch Henker, nur durch ihre Zeitgenossenschaft der Verantwortung teilhaftig wurden, dass unter ihren halbgeschlossenen Augen sich die Hölle auf Erden einrichten konnte.

Erfahrung lehrt, dass die gewissensbelastete Beschäftigung mit der Vergangenheit (die «unablässige Betrachtung des Geschehenen», die Orest in den Wahnsinn treibt) das Weiterleben zu hemmen, ja zu ersticken droht, sie ist, psychologisch gesehen, ein geradezu pathologisches Phänomen. Erstaunlicherweise hat sich aber dies Nichtvergessenkönnen im literarischen Bereich als ausserordentlich fruchtbar erwiesen. Die stärksten Bücher der Nachkriegszeit, so scheint es, nehmen ihre Kraft aus der Vergangenheit. Das gilt für die Werke von Böll wie für jene von Grass, es gilt für das eigenartige Werk «Tynset» von Wolfgang Hildesheimer und auch für die literarischen Sensationen der letzten zwei Jahre, den «Efraim» von Andersch und die «Deutschstunde» von Siegfried Lenz. Und wenn man aus der literarischen Produktion dieses Winters die zwei Bücher hervorheben soll,

denen zwar nicht der grösste äussere Erfolg beschieden war, die aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, nicht nur den Tag, sondern die Zukunft erreichen dürften, so sind es wiederum Werke, in denen Vergangenheit Gegenwart wird. Es sind dies «*Jakob der Lügner*» von *Jurek Becker*[3] und die «*Jahrestage*» von *Uwe Johnson*[4].

Hoffnung aus Worten

«Jakob der Lügner» ist der erste Roman eines Autors, der bis jetzt, laut Verlagsinformation, nur Fernsehfilme und Kabarettistisches schrieb. Auf einen literarischen Erstling lässt freilich nichts schliessen, alles dagegen auf das Werk eines gereiften und gar nicht voreiligen Könnens, auf eine stilistische Sicherheit, die sich selber unsichtbar zu machen weiss, als wäre die Geschichte beiläufig erzählt, versuchsweise, so wie sich einer etwas von der Seele redet, was sich doch nicht von der Seele reden lässt, holzschnittartig, mit Zacken und rauhen Stellen.

Aber das Werk gehört zu den gewiss nicht allzu häufigen Büchern, die man nicht unter ästhetischen Lobreden begraben sollte, weil sie nicht Bestandteil einer blossen Kunstwelt werden dürfen: der Leser muss sie als Wirklichkeit akzeptieren. Die Welt dieses Buches ist so in sich abgeschlossen und zugleich so vollständig von aussen bestimmt, wie dies nur im Wahn des Irrsinns möglich zu sein scheint. Es ist das Ghetto einer kleinen ostdeutschen Stadt während des Weltkriegs: eine Welt ohne Nachrichten, ohne Bäume, bedroht durch die Schläge der deutschen Soldaten und mehr noch durch die Transporte, durch welche täglich eine halbe Strasse geräumt wird und von denen man nur weiss, dass sie in noch Schlimmeres führen. Wenn der Pole Borowski in der «Steinernen Welt», diesem Werk einer zugleich verzweifelten und disziplinierten Todesstarre, die Hölle der Konzentrationslager dargestellt hat[5], so Becker gewissermassen die Vorhölle des Ghettos.

Undenkbar, dass diese allem Menschenmass entzogenen Lebensbereiche von einem Aussenstehenden auf eine ernstzunehmende Weise bewältigt werden könnten: das Noli me tangere eines mit unseren Begriffen nicht mehr zu erfassenden Unrechts und Leidens umgibt sie. Von dem in Ostdeutschland lebenden Jurek Becker nun weiss der westliche Leser nur, dass er den grössten Teil seiner Kindheit im Ghetto und KZ zugebracht hat. Die Legitimität der Erfahrung kann ihm also nicht abgestritten werden, so wenig wie die eines ungewöhnlichen schriftstellerischen Ernstes.

Man hätte erwarten können, dass Becker die Geschichte aus dem Blickwinkel des Kindes erzählt, das er war (ein Motiv von einer grauenhaften Originalität). Kinder spielen bei ihm tatsächlich eine Rolle, vor allem ist

da ein Mädchen, Lina, von der es heisst, erst sie «mache die Geschichte ganz»: aber sie ist mehr eine Idealgestalt als das Ebenbild des Autors. Der Mann hingegen, dem die Geschichte in den Mund gelegt wird, dürfte beim Verlassen des Ghettos fast das heutige Alter des Autors haben. Diese Koinzidenz beruht kaum auf einem Zufall. Tatsächlich schaut Becker auf das Ghetto mit den Augen des Mannes, der er jetzt ist: er zieht es in seine erwachsene Verantwortung hinein – und es wird auch dem Leser je länger je mehr zur Gegenwart. Dass der ganze Roman konsequent und einheitlich im Präsens erzählt wird, erscheint vielleicht zuerst ganz harmlos als eine nicht ungewöhnliche Form des Erzählens. Nach längerem Lesen wirkt dieses Präsens fast unheimlich: denn die agierenden Personen sind ja – wir wissen es, und es wird uns auch nicht verschwiegen – längst tot: und dennoch sind sie da, immer noch da, immer wieder da. Immer wieder steckt der Fürsprecher Schmidt, von seinen Leidensgenossen wegen seiner früheren Karriere ironischerweise Assimilinski Schmidt genannt, sein Eisernes Kreuz an, immer wieder weiss der Posten, der es entdeckt, nicht, wie er sich verhalten soll; Lina will Geschichten hören und lacht über Jakobs Scherze, die Liebenden lieben sich, nur durch eine Wand vom Bettnachbar des jungen Mannes getrennt; immer wieder wird Professor Kirschbaum zum herzkranken Sturmbannführer geholt, immer wieder steht der geheimnisvolle, mit deportierten Juden gefüllte Wagen auf der Station, und Herrschel Stamm stirbt, weil er den Verdammten das Losungswort der Hoffnung zuflüstert. Die Toten sind nicht tot, sie sind präsent mit einer unzerstörbaren und unheimlichen Lebenskraft, der Leser ist unablässig ihrer unheimlichen Gegenwart ausgesetzt.

Man könnte sagen, dass Becker für die Welt des jüdischen Ghettos geleistet hat, was Solschenizyn für die russischen Lager: sie gültig dargestellt, ein für allemal. Allerdings ist sein Realismus weniger streng, er ist als Autor weniger zurückhaltend als Solschenizyn: er bringt das Unmögliche zustande, dass die todberührte Welt des Ghettos nicht grau und kalt dargestellt wird, sondern mit Wärme und Farbe, fast bunt.

Auffallend ist, wie sehr Becker auf jede Schwarz-Weiss-Malerei verzichtet: die Bewohner des Ghettos sind weder Helden noch engelhafte Opfer, sie werden durch die gemeinsame Not nicht einfach gut. Beim Kistenschleppen am Bahnhof etwa helfen nicht etwa die Starken den Schwachen, vielmehr halten die Starken zusammen, und die Schwachen müssen sehen, wie sie die Lasten bewältigen. Überlegen und abschliessend kommentiert der Autor:

«Kommt mir nicht und redet von Kameradschaft und ähnlichem Zeug, wer so redet, versteht nichts von hier, aber auch gar nichts. Ich selbst gehöre nicht zu den Riesen, ich habe sie verwünscht und gehasst wie die Pest, wenn ich mit einem Burschen wie mir

schleppen musste. Aber wenn ich einer von ihnen gewesen wäre, hätte ich es genau so gemacht, ganz genau so und nicht anders.»

Umgekehrt werden auch die Deutschen nicht einfach als Bestien dargestellt, sie sind eher dumm und unwissend, ja sie erhalten vereinzelt sogar menschliche Züge, wobei die Menschlichkeit allerdings nur darin besteht, dass sie gelegentlich einen laufen lassen, der nichts getan hat, oder nachträglich die ausgeteilten Schläge bereuen.

Schier unglaublich ist die Fähigkeit Beckers, Menschen als Individuen darzustellen und ihnen in jedem Augenblick volle, unverwechselbare Präsenz zu geben. Unvergesslich, wie Prof. Kirschbaum im Augenblick, da er abgeholt wird, die Haltung seiner Schwester bewundert und es ihr darin gleichzutun sucht, den «beiden deutschen Kreaturen kein Schauspiel des Zusammenbruchs zu bieten». («Auf Wiedersehen, Eliza. Auf Wiedersehn. So sieht ein Abschied aus.») Unvergesslich das Kind Lina, das inmitten des Ghettos, manches durchschauend, doch noch in einer kindlichen Traumwelt lebt und die Deportation als Reise ins Unbekannte geniesst.

Nur ein Betroffener darf wagen, was Becker recht eigentlich zu seinem Stil gemacht hat: das Entsetzliche erzählen, als ob es das Selbstverständliche wäre, ohne Pathos, ganz natürlich, nicht mit der Kälte des Grauens, die Borowskis «Steinerne Welt» bestimmte, sondern freundlich, so dass der Leser immer wieder für Augenblicke das harmlos Erzählte für harmlos hält und erst um den Bruchteil einer Sekunde später merkt, was er eigentlich gelesen hat. (Linas Eltern, so heisst es, «sind weggefahren, in den Güterzug gestiegen und weggefahren und haben das einzige Kind alleine zurückgelassen», und die Strafexekution jüdischer Elektriker wird beiläufig und sachlich erzählt: «Auf dem Platz vor dem Revier werden sie erschossen, wer will, kann zusehen ...»)

Mit Heiterkeit, ja mit Humor wird die Geschichte erzählt, so dass der Leser seitenlang nicht aus dem Lachen herauskäme, könnte er nur den Hintergrund wegdenken. Der freilich ist nicht wegzudenken, dort am wenigsten, wo der Humor am stärksten ist, und doch kommt man nie auch nur in die Nähe des Schwarzen Humors.

Auf das Leben unter der Drohung der Vernichtung und auf den möglichen Widerstand dagegen ist die Fabel des Buches angelegt. Ein komödienhafter Einfall – der doch geradewegs in die Tragödie führt:

Zum Lügner wird Jakob, der ehemalige Wirt, durch einen Zufall, in dem sich Elend und Glück mischen. Durch die Bosheit eines deutschen Wachtpostens wird er eines Abends ins deutsche Hauptquartier geschickt (von wo bisher kein Jude lebend zurückkam) – und durch den Anstand des Kommandierenden, der zufällig keine Bestie, sondern ein Mensch ist, wird er wenig später wieder nach Hause gelassen. Die wenigen Minuten im Revier

haben sein Leben aber grundlegend verändert: zufällig und unbemerkt hat er Nachrichten gehört, vernommen, dass die Russen bereits vor Bezanika, also vergleichsweise in der Nähe, kämpfen: ein ungeheures Ereignis für einen, der, seit Jahren von Nachrichten entfernt, sein Ghetto auf unabsehbare Zeiten und endlose Weiten von Deutschen umgeben glaubte.

Jakob muss die Nachricht weitergeben – so will es die Lage, und so will es auch seine Natur, die ihn seit jeher unter Bekannten zum Trostspender werden liess – gleichzeitig aber muss er verschweigen, woher er sein Wissen hat, denn jedermann würde ihn sonst, seiner wunderbaren Errettung wegen, für einen Spitzel halten. So erfindet er, in höchster Not, ein verborgenes Radio, das er besitze und von dem er die Nachricht habe – und wird, ohne es zu wollen und ohne die Anlagen dazu zu haben, zum Helden: denn nicht nur ist der Besitz eines Radios den Juden bei Todesstrafe verboten (der blosse Verdacht hätte Jakob vernichtet), sondern es braucht vor allem einen wahren Heldenmut, Hoffnung zu spenden in einer hoffnungslosen Lage, zu der einen, authentischen Nachricht dauernd weitere zu erfinden, während die Tatsachen, vor allem die fortgesetzten Deportationen, jede Hoffnung Lügen strafen.

Das Motiv ist unvergleichlich. Es ist, zunächst, eine nie versiegende Quelle der Komik, vor allem das Drängen der nach Nachrichten lechzenden Juden, das Ausweichen und die schliesslichen Erfindungen Jakobs (der aus dem Nichts heraus Geschichte schreibt, Schlachten schlagen und Kapitulationen unterzeichnen lässt); aber es reicht bis ins Metaphysische. Dass ein Leben ohne Hoffnung und ohne mögliche Zukunft nicht zu ertragen ist, diese Wahrheit wird hier an ihrem Gegenteil dargestellt; denn unter dem leisen Schein einer kaum bewiesenen, nie durch Fakten bestätigten Hoffnung blüht das Ghetto auf: an Überleben wird gedacht, Pläne werden geschmiedet, alte Schulden in Gedanken wieder eingetrieben, neue Küchen der Zukunft blau gekachelt, erste Ehestreite vorweggenommen, Berufe gewechselt, Geschäfte ausgebaut – die Selbstmorde hören mit einem Schlag auf.

Auf den Vorwurf, er bringe durch sein Reden das Ghetto in Gefahr, antwortet Jakob unwillig (unwillig, weil er selber daran zweifelt, dass er recht habe, mit Reden eine Hoffnung zu wecken, die doch tagtäglich durch die Fakten widerlegt werde):

«Bleiben Sie mir doch vom Leibe mit Ihrem «trotzdem»! Genügt es Ihnen nicht, dass wir so gut wie nichts zu fressen haben, dass jeder fünfte von uns im Winter erfriert, dass jeden Tag eine halbe Strasse zum Transport geht? Das alles reicht noch nicht aus? Und wenn ich versuche, die allerletzte Möglichkeit zu nutzen, die sie davon abhält, sich gleich hinzulegen und zu krepieren, mit Worten, verstehen Sie, mit Worten versuche ich das! Weil ich nämlich nicht anderes habe! Da kommen Sie mir und sagen, es ist verboten.»

Das Buch enthält wohl die stärkste Apologie der Hoffnung, die es geben kann – freilich auch die erschütterndste! Denn der Leser wird nie in der Illusion gelassen, Hoffnung sei auch gleich Rettung. Die Russen sind zwar in der Nähe, das ist historische Wahrheit, und Jakob hat nicht gelogen; aber das Ghetto wird geräumt, kurz bevor sie kommen: auch das ist historische Wahrheit. Dass die Russen ins Ghetto einmarschieren und die Juden befreien, diese Variante der Geschichte ist nur Erfindung und Wunschtraum des Autors. Keinen Zweifel lässt Becker offen über seine Ansicht, dass Hoffnung allein nicht genüge, dass, auch in verzweifelter Lage, Widerstand nötig wäre. Dieser Widerstand wird im Ghetto aber nur in Bubenträumen geleistet, und sein Ausbleiben ist, wenngleich nur kurz erwähnt, ein wichtiges und ernstes Thema des Buches.

«Und der Widerstand, wird man fragen, wo bleibt der Widerstand? Sammeln sich die Helden vielleicht in der Schuhfabrik oder auf dem Güterbahnhof, wenigstens einige? Oder gibt es in dieser elenden Stadt nur Hände, die genau das tun, was Hardtloff und seine Posten von ihnen verlangen?

Ich sage, mit Ehrfurcht habe ich inzwischen von Warschau und Buchenwalde gelesen, eine andere Welt, doch vergleichbar. Ich habe viel über Heldentum gelesen, wahrscheinlich zuviel, der sinnlose Neid hat mich gepackt, aber das braucht mir keiner zu glauben. Jedenfalls haben wir bis zur letzten Sekunde stillegehalten, und ich kann nichts mehr daran ändern. Wir haben es nicht getan, ich habe mich nicht von der Stelle gerührt, ich habe die Verordnungen auswendig gelernt und nur von Zeit zu Zeit den armen Jakob gefragt, was an Neuigkeiten eingegangen wäre.»

Erst heute, aus grosser zeitlicher Distanz, ist es wohl möglich, die Forderung nach Widerstand zu erheben, nach Widerstand in einer Situation, deren Ausweglosigkeit und Absurdität alle Vorstellungen übertrifft. Die Frage nach dem Widerstand aber ist zugleich die Frage nach der Umkehrung des Geschehenen, nach einer anderen als der dargestellten Welt. Was sich ereignet hat, lässt sich in Gedanken umstülpen ins Wünschbare und Richtige: Geschichte wäre dann bestimmt und gestaltet durch die Menschen, die sie zu erleiden gezwungen sind, Widerstand wäre möglich, Hoffnung nicht umsonst. Bei aller Exaktheit des Details ist Beckers Buch nicht nur eine Darstellung des Ghettos, sondern eine Art Parabel für die Existenz des Menschen in einer Extremsituation: eingespannt zwischen Verzweiflung und Hoffnung (die schon Heldenmut erfordert), aufgerufen zu Widerstand, der ihn vielleicht der Freiheit, vielleicht aber dem Tode näher brächte, aber ohne die Kraft, diesem unhörbaren Ruf zu folgen.

Aber das Geschehene lässt sich nicht umstülpen: der letzte Satz des Buches, die Deportation beschreibend, dieses unerbittliche: «wir fahren, wohin wir fahren», hat denn auch etwas von der Gewalt der Nemesis, welche die Menschen zermalmt.

Bescheid zu lernen. Wenigstens mit Kenntnis zu leben

Das Werk von Uwe Johnson, den ersten Band des grossangelegten Romans «Jahrestage», neben das schmale Buch Beckers zu stellen, scheint zunächst so gut wie ausgeschlossen, wenigstens nur über Umwege möglich: hier Gradlinigkeit des Erzählens, dort verwirrende Vielschichtigkeit, hier strengste Einfachheit, zu der sich der Autor zwingt, dort unverhüllte Kompliziertheit. Verschieden ist auch die biographische Umgebung der beiden Werke. Obgleich nur wenig älter als Becker, ist Johnson keineswegs mehr ein Autor von Erstlingswerken, sondern seit langem nicht nur Gegenstand der kritischen Auseinandersetzung, sondern auch der wissenschaftlichen Untersuchung und Rubrizierung[6]. Als Fünfundzwanzigjähriger hat er seinen ersten Roman geschrieben (auch dieser beileibe nicht das Werk eines Anfängers), der von der Kritik auch gleich so ernst genommen wurde, wie dies nur selten mit einem Buch eines so jungen Mannes geschieht[7]. (Vielleicht erkennen wir erst heute die erstlingshaften Züge daran, da Johnson mit seinem neuesten Werk dokumentiert, wie weit sein Weg ihn führen kann!)

Vergleichbar an den beiden Werken von Becker und Johnson ist, abgesehen von der literarischen Qualität, nur das Thema der Vergangenheitsbewältigung. Allerdings: Johnson würde sich, und mit Recht, vor einer solchen Festlegung gewiss rasch distanzieren. Dass es in seinen Werken – und am meisten in seinem jüngsten – um die Vergangenheit geht, auch um sie geht, das würde er zwar gewiss nicht leugnen. Aber wenn er von seinen schriftstellerischen Zielen redet, braucht er andere Begriffe: er versuche, so sagt er, mit seinen Geschichten und Figuren näher an das tatsächliche Leben heranzukommen. Das tönt unpolitisch, tönt sehr privat, muss aber, auch auf die Gefahr eines Umweges hin, ganz ernst genommen werden.

Halten wir zunächst fest, dass Johnson in seinem neuen Buch die Figuren aus seinem ersten Roman, den «Mutmassungen über Jakob» wieder aufgreift: er verfolgt das Leben der Gesine Cresspahl, der weiblichen Hauptfigur aus den Mutmassungen, weiter in die Gegenwart hinein und die Geschichte ihrer Familie gleichzeitig in die Vergangenheit zurück. Wir erinnern uns: Gesine hat früh, aus nie ganz geklärten Gründen, die DDR verlassen und ist auch nicht für Jakob Abs, den einzigen Mann, den sie liebt, dorthin zurückgekehrt. Nach Jakobs Tod, so vernehmen wir nun, ist sie mit ihrem Kind Marie nach Amerika gezogen. Diesem Kinde erzählt sie, immer wieder unterbrochen durch Ereignisse der Gegenwart, die Geschichte, wie der Grossvater die Grossmutter nahm, eine Geschichte, die aller idyllischen Szenerie zum Trotz alles andere als eine Idylle ist, eine Liebes- und Ehegeschichte, die zugleich das Aufkommen der Nazis in der kleinen Stadt Jerichow enthält.

Johnson hat einmal darauf hingewiesen, dass er seine Bücher immer mit den Charakteren anfange und nachher die Geschichte entwickle. Seine Figuren vergleicht er mit Freunden, die man gern habe und immer besser kennenlerne. Zu fragen wäre, ob dies persönliche Verhältnis des Autors zu seinen Figuren sich auch auf den Leser übertrage. Das dürfte zum mindesten für die «Jahrestage» zutreffen, während seinerzeit die fast manirierte Kompliziertheit der Mutmassungen ein Gefühl freundschaftlicher Nähe nicht leicht aufkommen liess. Dem wäre allerdings noch beizufügen, dass Johnsons Figuren sich nicht leicht aufschliessen (wie übrigens auch ihr Autor in Interviews immer wieder zurückweicht, allzu gezielte, fixierende Fragen zurechtbiegt ...); sie tragen sich selber nicht auf der Zunge, nur allmählich lernt man sie kennen, portionenweise gewissermassen. Mit ihnen sind keine Freundschaften rascher Vertraulichkeit und früher Konfidenzen zu schliessen, die Beziehung bleibt distanziert, aber dauerhaft. Dass ihr Autor nicht mit ihnen fertig ist, wenn ein Buch abgeschlossen ist, beruht nicht auf Zufall: die Besonderheit seiner Menschendarstellung dürfte gerade darin liegen, dass mit seinen Menschen zu keinem Ende zu kommen ist, es gibt für sie kein ein für allemal gültiges Porträt, sondern nur unaufhörliche Annäherung und Differenzierung. Dem muss sich der Leser anpassen, falls er nicht fehlgehen will. Wer sich nach den «Mutmassungen» von Gesine und ihrem Vater bereits ein festes Bild gemacht hatte, wird nun wohl oder übel einige Retouchen anbringen müssen. Wer ist denn, beispielsweise, Gesine Cresspahl?

«Ich stelle mir vor», sagt Johnson, «unter ihren Augen die winzigen Kerben waren heller als die gebräunte Gesichtshaut. Ihre fast schwarzen Haare, rundum kurz geschnitten, sind bleicher geworden. Sie sah verschlafen aus, sie hat seit langem mit Niemandem gross gesprochen ...»

Das sind nur Anfänge des Erkennens, Anfänge des Gestaltens, ein Sich-Vortasten des Schriftstellers, nichts Überstürztes, kein vorschnelles Wissen, noch hat sich die Figur nicht aus der Vorstellung des Schriftstellers gelöst, noch ist Gesine sein Geschöpf. Aber aus diesen unsicheren und die Unsicherheit zugebenden Anfängen wächst sie, bis sie ein völlig unabhängiges Leben gewinnt, sich vom Schriftsteller löst, als Partner mit ihm spricht: während Johnson in New York vor einer jüdischen Vereinigung eine Rede hält und dabei den Ton nicht trifft (ein Meisterstück eines ironisierenden Selbstporträts!), sitzt Gesine unter den Zuhörern, lächelt über ihren Autor, korrigiert ihn. Da ist nichts mehr von der überlegenen Gottvater-Allüre des allwissenden Schriftstellers, das Geschöpf ist dem Schöpfer über den Kopf gewachsen, weiss manchmal sogar mehr als er – und ist von gleicher Lebendigkeit wie er selbst!

«Wer erzählt hier eigentlich, Gesine», setzt sich der Schriftsteller gegen sein lebenskräftiges Geschöpf zur Wehr. Und sie antwortet, überlegen, schalkhaft: «Wir beide. Das hörst du doch, Johnson.»

Nicht dass Gesine eine besonders scharf umrissene Figur wäre (sowohl ihr Vater wie ihre Tochter sind, äusserlich gesehen, profilierter: darauf hat schon Hans Mayer hingewiesen). Aber Gesines Lebendigkeit ist eigener Art. Sie wird zwar kaum sichtbar, nur gelegentlich gespiegelt von anderen Figuren (Marie sagt: «Meine Mutter hat die schönsten Beine auf dem ganzen Fünferbus, oberhalb der 72. Strasse»), vor allem aber spiegelt sie selber die Welt, sie wird weniger beschrieben, als dass sie beschreibt. Sie lebt ihre Möglichkeit des In-der-Welt-Seins, und die ist freilich weniger als jede andere dazu geschaffen, ihr feste Form zu verleihen. In allem, was sie tut, indem sie erzählt und liest und redet, redet mit den Lebendigen und den Toten, ist ein unruhiges, ein nicht zu beruhigendes Fragen: danach, wie die Dinge eigentlich aussehen und auch, wie man sich darin verhalten solle, als Bürger, als Mitlebender, als Zeitgenosse, um nicht durch blosse Anwesenheit und Zugehörigkeit mitschuldig zu werden an der Schuld des Landes, das man bewohnt.

Indem wir so lange bei Gesine verweilen (dieser vielleicht faszinierendsten weiblichen Figur in der gegenwärtigen Literatur!) weichen wir nicht etwa dem Thema der Vergangenheitsbewältigung aus: Gesine ist gewissermassen die Verkörperung dieses Themas; sie ist getrieben und gefangen von der Vergangenheit, ein Mensch, der nicht vergessen kann, zwar auf eine sehr tüchtige Weise weiterlebt und doch nicht einfach weitergehen kann.

Das fängt im Privaten an (sie will nicht wieder heiraten, nachdem sie den Vater ihres Kindes verloren hat, und erklärt ihrem Kind: «Wenn ich mich auf einen Menschen einlasse, könnte sein Tod mich schmerzen. Ich will diesen Schmerz nicht noch einmal»), und es entscheidet sich im Politischen, das allerdings bei Gesine immer nahe beim Menschlichen ist.

«Wo ich her bin, das gibt es nicht mehr», sagt sie, ein Mensch, der den Umkreis der Herkunft verloren hat und doch nicht einfach im Augenblick und in der Zukunft leben kann. Und sie weiss auch, warum sie das «Wo ich her bin» verloren hat. Dass ihr Vater in Deutschland lebte zur Zeit der Judenverfolgung, dass er darum wusste, dieser Gedanke lässt sie nicht los. Sie hat die DDR verlassen, als diese Anstalten machte, Stalins Ärzteprozess vom Januar 1953 zu übernehmen, und fühlt sich doch als Deutsche und also mitschuldig an allem Geschehenen, wo immer sie geht.

«Du has kein Woulgefalln inne der Welt», sagt in den «Mutmassungen» ihr Vater zu ihr, in seinem schweren Plattdeutsch, verstehend und hilflos zugleich. Mehr und mehr lernt der Leser verstehen, warum Gesine sich so schwer tut in der Welt. Obgleich, wie Gesine voll Spott und Widerspruch

der New York Times entnimmt, Experimente amerikanischer Lernpsychologen zu beweisen scheinen, dass schockartige Erfahrungen Vergessen erzeugen, das heisst Gelerntes auslöschen, blieb bei ihr die Erinnerung an die ursprünglich völlig unverstandenen Anzeichen der Judenverfolgung bestehen, ungeachtet des Schockes, den sie erlebte, als bei Kriegsende die Tatsachen enthüllt wurden.

«Das Schockmittel war eine Fotografie, die die Briten im Konzentrationslager Belsen Bergen gemacht hatten und abdruckten in der Zeitung, die sie nach dem Krieg in Lübeck laufen liessen. Die Wirkung hat bis heute nicht aufgehört.»

Für Gesine ist die Vergangenheit nicht einfach ein Arsenal pittoresker und rührender Geschichten: was sie ihrer Tochter Marie erzählt (und was, für sich allein genommen, wirkt wie das Werk eines überlegenen allwissenden Erzählers, rund und fest) wird immer wieder durchbrochen und untergründig in Frage gestellt durch die Gespräche, die Gesine rückwärtsgewandt mit ihren Vorfahren führt. Sie fragt ihren Vater, warum er nicht, gegen seine bessere politische Einsicht, in England geblieben sei und sich und sein Kind auf diese Weise aus der Schuld des Landes herausgehalten habe. Der Vater antwortet ausweichend (denn er ist sich der Schuld bewusst, die er seiner Frau zuliebe auf sich genommen hat), aber er fragt auch zurück, befragt seine Tochter, warum sie bleibe, wo sie sei, obgleich auch das Land, das sie jetzt bewohnt, durch den Vietnam-Krieg Schuld auf sich lade, warum sie, als Gegnerin dieses Krieges, nicht öffentlich dagegen protestiere. Die Gespräche zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart nehmen oft geradezu den Charakter eines Verhörs an: es wird Gericht gehalten über die Vergangenheit aus der Sicht derer, die ihre Last nicht loswerden, aber es wird auch Gericht gehalten über die Gegenwart aus der Sicht jener, die den Tod hinter sich haben.

«Warum warst du nicht an der Demonstration in Washington?» fragen die Toten ihre Tochter.

Und sie antwortet, antwortet ausweichend wie ihr Vater und freilich auch wieder richtig in einer differenzierten Aufzählung von Überlegungen:

«Dass eine Ablehnung der nordamerikanischen Expansion in Asien umgedreht würde in eine Befürwortung der russischen Expansion.»

«Dass ich nur tu was ich im Gedächtnis ertrage.»

«Mit wem hätte ich gehen sollen? Mit den Blumenkindern? Mit der Hochschule für Musik und Kunst von New York?»

Auch wenn Gesine am Schluss des Gesprächs alles wieder in Frage stellt, die entscheidende Antwort verweigert, für Tage in Schweigen versinkt und so auch den Leser im Ungewissen lässt, enthüllt dies Gespräch einen anderen Aspekt ihres mangelnden «Woulgefallns inne der Welt»:

Gesine kann sich nicht von der Vergangenheit lösen – und sie kann sich umgekehrt auch nicht mit der Gegenwart identifizieren, sie durchschaut beides. In einer Zeit, in welcher die Menschen amöbenhaft zu Gruppen zusammenschiessen, sich rasch und für immer festlegen, bleibt sie skeptisch, abwägend, für sich: und ist doch in jedem Augenblick beteiligt; sie engagiert sich nicht und ist doch stets betroffen. Aus der Erfahrung der Vergangenheit trägt sie die Gebrochenheit des Lebensglaubens mit sich und das Wissen, dass zu rasches Mitmachen so gut wie Abseitsstehen mit Schuldgefühlen abgegolten wird.

Ihr Ausweg ist gewissermassen das Zeitungslesen: es lässt sie teilhaben an der Welt und Distanz wahren zugleich. Sie liest die «New York Times», liest sie regelmässig, ausführlich, ja fast süchtig, «nach europäischer Manier», die Ellenbogen aufgestützt.

Dem Autor gibt diese Leidenschaft seiner Figur die unvergleichliche Gelegenheit, das Nachrichtenarsenal einer Weltzeitung zu benützen, um seinem Roman, dessen Handlung doch nie vom Angelhaken der kleinen Stadt Jerichow loskommt, die Weite der Welt zu geben. Durch die «New York Times» gelingt das Kunststück, eine Weltstadt zur Umgebung einer im Grunde nachdenklichen intimen und introvertierten Geschichte zu machen, und dieser Szenerie den ferneren Hintergrund, die zweite Kulisse gewissermassen, des Weltgeschehens zu geben. Aus der «New York Times» werden übernommen und vom Autor bewusst, aber nicht aufdringlich neben- und gegeneinandergestellt Mitteilungen folgender Art: Lehrerstreik und Umstellung der U-Bahn in New York, der Transport der Leiche Che Quevaras, die Ankunft der Swetlana in New York und ihre kindliche Auslegung der Geschichte Stalins, Wohnungswechsel des griechischen Königs, ein Aufruf russischer Schriftsteller, Wechsel der Jahreszeiten in New York, Machenschaften der Maffia, tschechische Intellektuelle, die Ermordung eines gutbürgerlichen Mädchens in einer Rauschgifthöhle. Und dann, immer wieder: der Vietnam-Krieg, die Kriegsopfer auf beiden Seiten – und, ebenfalls immer wieder: der knappe Bericht über die Kriegsverbrecherprozesse in Deutschland. Vergangenheit und Gegenwart werden kommentarlos nebeneinandergestellt, der Leser braucht ja keinen Kommentar, da dieser im Gespräch zwischen Gesine und ihren Vorfahren enthalten ist.

Der Beizug einer Zeitung als Nachrichtenarsenal ist keineswegs neu in der Literatur; ungewöhnlich aber ist die Weise, wie Johnson sie einbaut: nicht einfach in Form einer Collage oder eines riesenhaften Puzzles (obgleich es äusserlich so aussehen mag): die New York Times ist mit Gesine eng verbunden, ist für sie gewissermassen eine Person, eine Verwandte: sie nennt sie eine Tante, freilich eine Tante, wie sie nie eine besessen und wie man sie nur besserwissend und überlegen-höflich anhören kann:

«Gesine stellt sich Alter vor, eine hagere Figur, harte Falten im Gesicht, bittere Mundschwünge, allerdings dunkle und elegante Kleidung, Beharren auf hochgesteckten Frisuren, eine verkratzte Stimme, Lächeln nur in den Augenwinkeln. Nie Jähzorn. In ihrer Haltung, wie sie die Beine hält, kokettiert sie mit ihrem Alter, es ist der Beweis für ihre Erfahrungen. Sie ist in der Welt gewesen, sie hat dem Leben ins schmallippige Antlitz geblickt, ihr kann man nichts vormachen. Sie erwartet Respekt so deutlich, fast lädt sie zu seiner Verweigerung ein. Sie ist ein wenig hartnäckig, fast aufdringlich, wenn sie sich von Jüngeren ausgeschlossen fühlt. Sie gönnt den jungen Leuten ihren Spass, solange sie es ist, die den Spass zumisst. Sie kann kochen, sie kann backen. Die Tante ist ledig geblieben, es deutet ihre Ansprüche an. Sie gibt Ratschläge in Ehefragen, sie kann sich vorstellen, wie es in der Ehe ist. Sie ist modern. Wir haben es hier mit einer Person zu tun, mit der man die Pferde stehlen gehen kann an allen Tagen, da die Gesetzgebung den Diebstahl der Pferde vorschreibt.»

Das Porträt dieser Tante, unvergesslich wie es in seiner karikaturistischen Schärfe ist, bleibt unterschwellig vorhanden während des ganzen Buches und rückt alle durch die New York Times vermittelten Nachrichten ins rechte Licht (falls es ein solches «rechtes Licht» gibt), verhindert, dass der Leser ihre Mitteilungen einfach als Tatsachen nimmt (Tatsachen ohne Filter gibt es bei Johnson nicht), zwingt ihn, die einmalige Perspektive einer gewissermassen abstrakten Person einzubeziehen, Wahrheitsgehalt und Bedeutung fortlaufend zu modifizieren.

Auch Marie, das Kind von Gesine, liest gelegentlich in der «New York Times» – aber anders als ihre Mutter. Für sie ist diese Lektüre nur ein Teil ihrer restlosen, ungeteilten Teilhabe am Leben der Grossstadt, am Leben der Gegenwart schlechthin. Ein halbes Jahr lang hat das Kind sich gegen die Verpflanzung nach New York gesträubt, jetzt ist sie hier zu Hause, will hier bleiben. Wie Cresspahl seinerzeit durch die Frau nach Deutschland zurückgeholt wurde, so wird Gesine durch ihr Kind in Amerika gehalten und dadurch mit der Schuld des Landes beladen.

Die zehnjährige Marie ist New Yorkerin: lebenstüchtig, aktiv, frühreif und selbständig, ihrer Mutter an Lebensklugheit weit überlegen: sie ertappt die Kassierin bei zuviel getippten 21 cts., widersteht den Verlockungen der Selbstbedienungsläden, befährt angstlos die U-Bahn, um die Veränderungen bei einer Gesamtumstellung zu erforschen, holt einen deutschen Freund ihrer Mutter bei der Maffia heraus und protestiert lebhaft und offen gegen den Vietnamkrieg und den Präsidenten. Von der Vergangenheit will sie zwar hören, aber nur, um sicher zu sein, dass sie anders ist als ihre Familie, sie will mit niemandem verwandt sein als mit ihrer Mutter («die andern darf ich mir aussuchen»). Freundlich und wohlwollend toleriert sie die Bindung der Mutter an die Vergangenheit, ihre Allergie in der Negerfrage (in der Gesine eine Parallele zum Antisemitismus erlebt), aber sie selbst glaubt sich gegen die Vergangenheit gefeit, glaubt alles neu beginnen, frei der Zukunft entgegengehen zu können.

Wie bei Becker lohnt es sich, den letzten Satz des Buches zu bedenken, der Marie betrifft und lautet: «Und nie wird sie wissen, dass sie zurücklächelt wie (ihr Vater) Jakob.»

Das eigenartige Verhältnis Maries zur Vergangenheit wird in diesem Satz noch einmal angetönt: ihren Vater hat sie nie gekannt, nie wird sie wissen, dass sie ihm gleicht. Sie kennt keine Bindung an ihn, wie sie keine an ihre Vorfahren kennt. Und doch, ohne ihr Wissen, gegen ihren Wunsch, lächelt sie sein Lächeln, so wie sie, ohne ihr Wissen und sicher gegen ihren Willen, eine alte Familientradition weiterführt und damit den Unwillen ihrer Lehrerin auf sich zieht: sie identifiziert sich mit denen, die im geschichtlichen Prozess unterliegen (so wie der alte Cresspahl und mehr noch seine Tochter sich mit den Juden identifizierten).

Der Schluss, so bestimmt er wirkt, lässt doch manches offen, lässt vieles mehr offen als das Werk Beckers (das ja eine abgeschossene, eine nicht mehr zu ändernde Geschichte erzählt.) So wird man am Ende auf den folgenden Band dieses grossangelegten Buches verwiesen: der Autor sorgt dafür, dass der Leser so wenig wie er selber mit seinen Figuren fertig wird. Offen bleibt manches, aber der Leser empfindet weniger Spannung, was die Handlung angeht, als eine unruhige und zugleich fast liebevolle Neugier auf die künftige Entwicklung der Figuren: denn diese sind zwar gewiss charakterisiert, aber nicht festgelegt, sie können sich ändern und entwickeln, und vor allem können sie, wie wirkliche Menschen (und vor allem wie Menschen einer zurückhaltenden, verschlossenen Art), mehr und Unerwartetes von sich verraten. Diese Neugier (die eine besondere Art der Verbundenheit mit den porträtierten Figuren ist) richtet sich so gut in die Vergangenheit wie in die Zukunft; beiderorts wird gleichviel offen gelassen; ja vielleicht ist das Wichtigste in Johnsons Buch die Einsicht, um die der Leser nicht herumkommt, die er sich mehr und mehr zu eigen macht: dass die Gegenwart nur aus der Vergangenheit, die Vergangenheit umgekehrt nur aus der Gegenwart verstanden werden kann.

[1] Jean Améry, Jenseits von Schuld und Sühne, Bewältigungsversuche eines Überwältigten, Szczesny-Verlag, München 1966. – [2] Heinrich Böll, Haus ohne Hüter, Kiepenheuer und Witsch, Köln/Berlin 1954. – [3] Jurek Becker, Jakob der Lügner, Sammlung Luchterhand 1, Neuwied und Berlin 1970. – [4] Uwe Johnson, Jahrestage I, Aus dem Leben der Gesine Cresspahl, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1970. – [5] Tadeus Borowski, Die steinerne Welt, Piper Verlag, München 1963. – [6] Siehe: Wilhelm Johannes Schwarz, Der Erzähler Uwe Johnson, Francke-Verlag, Bern und München 1970. – [7] Uwe Johnson, Mutmassungen über Jakob, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1959.